

Erstes Kapitel

Gegen elf Uhr kam immer die Post. Gunther, Ricardas pensionsreifer Kollege, erinnerte sich stets mit überzogener Sentimentalität an die Zeit zurück, als das einer der spannendsten Zeitpunkte des Arbeitstags war. Von Laborauswertungen über Rechtshilfeersuchen aus dem Ausland bis hin zur Regionalzeitung, die – meist stümperhaft, wie Gunther betonte – über „seine“ Fälle berichtete: Die wichtigsten Neuigkeiten kamen um elf Uhr mit der Post.

Seit damals, als Gunther mit einem Faxgerät zwangsbeglückt wurde, sah er die Institution der Vormittagspost zusehends erodiert. Der erste Computer samt E-Mail-Postfach beschleunigte den Niedergang. Als Gunther mit Ricarda auch noch eine neue junge Kollegin zur Seite gestellt bekam, verstand er die Welt endgültig nicht mehr. Diese freundliche, aber in seinen Augen etwas verbissen wirkende junge Frau erledigte den überwiegenden Anteil der täglichen Kommunikation, indem sie hektisch auf einem Smartphone herumwischte.

Die Elf-Uhr-Post war nahezu an der Bedeutungslosigkeit angelangt. Alles Behördliche kam digital und die Regionalzeitung war längst zum Gratis-Anzeigenblatt verkommen. Nur eines hatte sich über die Jahrzehnte nicht verändert. Immer wieder erreichten das Büro der beiden Kriminalbeamten Briefe von besorgten Bürgern, die vermeintliche Straftaten anzeigten und die Ermittler zu dringenden Amtshandlungen aufriefen. Gunther erklärte Ricarda, dass die Spinner unter den Absendern relativ leicht zu entlarven seien. „Je mehr Schriftarten, Unterstreichungen, Versalien, Fett-, Kursivschriften und Ausrufezeichen verwendet werden, desto mehr tendiert der Wahrheitsgehalt der Behauptungen Richtung Null“, sagte er und feixte: „Pi mal Daumen liegen wir momentan im Schnitt bei minus zehn.“

Für Ricarda war ohnehin klar, dass das Tor zur Welt nicht die Post war. Das Tor zur Welt waren die Beamten, die auf Streife ihren Dienst versahen und aufmerksame Bürger, die keine Briefe schrieben, sondern ordentlich Anzeige erstatteten. Auch die

Social-Media-Profile von Verdächtigen stellten oft wertvolle Informationsquellen dar. In dem Zehntausend-Einwohner-Städtchen, wo sich in der warmen Jahreszeit noch mehr Touristen herumtrieben, drehte sich Ricardas und Gunthers Arbeit hauptsächlich um Bagatelldelikte. Nun, kurz vor Frühlingsbeginn, war es noch recht ruhig auf den Gassen, aber ab dem Start der Marillenblüte erwarteten Gunther und Ricarda wieder eine Heerschar von Taschendieben, die sich unter die täglich zwei Mal ankommenden Flusskreuzfahrtschiffstouristen mischen und um ihre Bargeldvorräte erleichtern würden. Auch Körperverletzungen, die zu später Stunde im Streit zwischen Nachtschwärmern in der Altstadt passierten, beschäftigten die beiden regelmäßig. Betrugsdelikte kamen ebenso nicht zu kurz.

Gleich in Ricardas erster Woche als Kriminalbeamtin in der Stadt erlangte ein Fall überregionales Aufsehen, bei dem ein junger Mann ältere Damen um viel Geld brachte. Er gaukelte ihnen die große Liebe vor und dachte sich eine mitleiderregende Notlage nach der anderen aus. Der Fall war innerhalb kurzer Zeit gelöst und Ricarda etwas enttäuscht darüber, wie unspektakulär es war, einen Schwindler zu verhören, der Frauen geschickt Geld aus der Tasche zog. Der Verdächtige hatte weder besonders ausgeprägten Charme zu bieten, noch wirkte er überdurchschnittlich intelligent. Was ihn für seine Opfer attraktiv erscheinen ließ, war wohl lediglich sein junges Alter und sein Interesse, das er ihnen entgegenbrachte.

Die Stadt lebte vom Fremdenverkehr, vom Marillenanbau und von einer kitschigen Kombination aus beidem. Es war somit von existenzieller Bedeutung, dass Kriminalität in der Öffentlichkeit ein Randthema blieb. Optimalerweise so, dass man etwas zum Tratschen hatte, aber ohne jede Gefahr für Bürger und Gäste. Die Corona-Krise hatte die örtliche Wirtschaft an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Inländische Touristen konnten nur zu einem Teil die Ausfälle kompensieren, die Asiaten und Amerikaner aufgrund der Reisebeschränkungen hinterließen. Dank der erfolgreichen Jahre davor hatten die meisten Betriebe ein finanzielles Polster, das sie vor der Pleite bewahrte. Nach Corona waren

die Reserven aber aufgebraucht. Deshalb lautete seither das Credo, das internationale Publikum in die Stadt zurückzubringen und mehr Gäste denn je zu bedienen. Dazu wurde alles, was nicht bei Drei auf den Marillenbäumen war, zur Sehenswürdigkeit herausgeputzt. Die gotische Kirche am Pfarrplatz diente nicht mehr nur als Austragungsort der Sonntagsmesse, sondern auch als beliebtes Ausflugsziel. Von der begehbaren Spitze ihres Zwiebelturms aus konnten die Besucher einen herrlichen Blick über die Stadt, den Fluss und die umliegende Marillenkulturlandschaft genießen.

Die lieblich anmutenden Fachwerkhäuser im mittelalterlichen Stadtkern sollten neben dem Wohnbedarf der Anrainer auch das Selfie-Bedürfnis der Touristen befriedigen. Dazu trug die Stadtverwaltung den Bewohnern sogar auf zu lächeln, wenn sie im Bild waren. Das einstige Traditionswirtshaus am Marktplatz, dessen ehemalige Eigentümer zu wenig Geld in die Fassade investiert hatten, war von der Stadt angekauft und zur „Tourist-info“ veredelt worden. Aber das wichtigste Projekt für den Fremdenverkehr befand sich wenige hundert Meter entfernt. Hier war auf der letzten freien Fläche im Stadtkern ein marillenförmiges Glasgebäude in Bau, das die „Themenwelt Marille“ in Form eines interaktiven Museums bald gebührend in Szene setzen sollte.

Dass sie nicht wirklich in die für den Tourismus aufgebüschte Stadt passten, merkten Ricarda und Gunther immer dann, wenn sie zur Klärung von Straftaten mit Zeugenaufrufen oder Fahndungsfotos an die Öffentlichkeit gehen wollten. „Das schaffen wir auch anders“, war dann meistens der Kommentar des Chefs. Dieser subtile Hinweis war die unmissverständliche Aufforderung an die beiden, sich diskretere Ermittlungsmaßnahmen zu überlegen. Gunther, nach mehr als 35 Jahren im Kriminaldienst völlig abgestumpft, sah in diesem Selbstverständnis des Polizeipräsidiiums als geheimes Schutzorgan der Tourismuswirtschaft mittlerweile nur noch Positives. Wenn von den höheren Ebenen und der Öffentlichkeit ohnehin nicht das größte Interesse daran bestand, Straftaten konsequent nachzugehen und aufzudecken, musste er sich auch nicht die Mühe machen, überall genau

hinzuschauen oder in Graubereichen herumzustochern. So konnte er sich eine Menge Ärger ersparen und abends pünktlich heimgehen.

Ricarda hingegen nahm ihr Berufsethos ernst. Das stille Überkommen zwischen Polizei und Rathaus, die örtliche Idylle nicht zu stören, passte nicht zu dem, was sie in der Ausbildung gelernt hatte. Und schon gar nicht war es mit ihrer perfektionistischen Arbeitsweise vereinbar. Alle Straftaten, von denen sie Kenntnis erlangte, waren restlos aufzuklären. Das war ihre Überzeugung. Die Wahl der Mittel sollte ausschließlich davon abhängen, welches die vollständige Klärung am schnellsten herbeiführte. Diese Sichtweise machte Ricarda weder bei Gunther, noch bei ihrem Chef besonders beliebt. Damit hatte sie aber kein Problem.

Wenn Gunther vormittags im Außendienst war, erledigte Ricarda die Post. Was Gunther unterwegs eigentlich tat oder mit wem er sich traf, wusste sie nicht. Gleich zu Beginn ihrer Karriere hatte sie einmal versucht, das bei ihrem Kollegen zu erfragen. Gunther hatte etwas pikiert erwidert, dass er ihr doch seine Informanten nicht preisgeben könne und Ricarda hakte nicht weiter nach. Nicht, dass sie Gunthers Antwort als zufriedenstellend empfand, aber sie fokussierte sich lieber auf wesentlichere Fragen, wie jener nach den Tatmotiven verdächtiger Personen in ungelösten Fällen. Die Post erledigte sie, weil das zu ihrem Beruf gehörte, aber nicht mit dem Enthusiasmus, den Gunther in diese Tätigkeit investierte.

An jenem Tag kam der Kanzleiassistent wie üblich gegen elf Uhr und wie üblich hatte er so wenig Briefe dabei, dass Ricarda sich fragte, warum er überhaupt noch täglich vorbeischaute. Effizient war das nicht gerade und der Grad an Dringlichkeit der überbrachten Sendungen hätte es problemlos zugelassen, die Post nur alle zwei Tage auszuteilen. Neben Gratisblättchen und einem Rundschreiben aus dem Rathaus war wieder einmal ein längerer Brief eines Bürgers dabei. Auf der Rückseite des Umschlags war der Absender handschriftlich vermerkt: „Familie Störtebecker, D-24100 Kiel“. Die Briefe von Bürgern, die nicht

in der Stadt wohnten, stammten meist von Touristen, die während ihres Urlaubs Opfer von Straftaten geworden waren. Nichts Dramatisches, hauptsächlich kleinere Diebstähle, aber für die Absender bedeuteten solche Ereignisse die Welt. Wirklich brauchbar waren die Hinweise, die sie gaben, selten.

Einmal beschuldigte ein Tourist seine eigene Ehefrau, ihm sein Smartphone gestohlen zu haben, da sie ihn im gemeinsamen Urlaub ständig ermahnt habe, das Gerät nicht permanent zu verwenden. Ab dem Zeitpunkt, als es weg war, habe sich ihre Laune verdächtig deutlich gebessert, berichtete er. Ebenfalls ein Smartphone-Diebstahl war es, bei dem der Absender den Ermittlern eine Adresse in der Provinz Wuhan in China mitteilte, die der Ortungsdienst seines gestohlenen Telefons seit der Tat anzeigte. Man möge das Handy vor Ort sicherstellen und ihm zeitnah wieder aushändigen, da er einerseits auf das Gerät beruflich angewiesen sei und andererseits extrem wertvolle Fotos darauf gespeichert habe.

In dem Briefumschlag aus Kiel befanden sich zwei unspektakuläre, doppelseitig bedruckte A4-Blätter, das Schriftbild nicht ident, aber beide ohne Unterstreichungen, Versalien oder sonstige Hervorhebungen. Gunthers langjährigen Erfahrungen zufolge also durchaus ernst zu nehmen. Ricarda las das mit „1“ markierte Blatt von oben bis unten und von vorne bis hinten durch. So rein und unbefleckt hatte das Papier auf den ersten Blick gewirkt, aber wenn der Inhalt des Textes der Wahrheit entsprach, dann war es mit der Idylle in der kleinen Marillenstadt vorbei.

Die Störtebeckers waren keine Touristen. Das offenbar ältere Ehepaar, das von ihrem 35-jährigen Sohn berichtete, war noch nie in der Stadt gewesen. Aber ihr Sohn hatte diesen Winter geschäftlich hier zu tun gehabt und war nicht mehr lebend heimgekehrt. Im Hotel Post sei er, im Bett liegend, tot aufgefunden worden. Aufgrund seiner Herzschwäche sei die Angst um den Sohn fünfunddreißig Jahre lang ein Teil ihres Lebens gewesen. Zuletzt aber immer weniger. Er habe sehr auf sich geachtet. In enger Abstimmung mit dem Arzt machte er regelmäßigen Sport, ging gerne

laufen, Rad fahren und wandern. Immer so dosiert, dass sein Herz nicht zu sehr beansprucht wurde. Beruflich war er erfolgreich. Er arbeitete im Vertrieb eines Maschinenbauunternehmens. Die Kunden mochten ihn, er kannte seine Produkte in- und auswendig, seine Umsätze stiegen und die Firma erlegte ihm immer mehr Verantwortung auf.

Er war seit drei Jahren Single, für seine Eltern nicht der Optimalzustand, aber im Gegensatz zu früher sei das heute ja normal. Soweit sie es einschätzen konnten, war ihr Sohn mit seinem Privatleben glücklich, zwar durchaus bereit für eine Beziehung, aber sehr wählerisch. Er hatte einen kleinen, erlesenen Freundeskreis und war ein insgesamt zufriedener Mensch. Sein Tod habe seine Eltern wie ein Blitz getroffen, schrieben sie. Er kam völlig unerwartet, da der Sohn in den vergangenen Jahren seine Krankheit perfekt im Griff gehabt habe.

Den niederschmetternden Anruf bekamen sie von seinem Arbeitgeber, der wiederum vom Hotelchef die Todesnachricht erhalten hatte, da das Zimmer auf die Firma reserviert war. Der Chef des Hotels war es auch, der die Eltern des Verschiedenen in einem langen, einfühlsamen Telefonat über die Umstände des Auffindens ihres Sohnes informiert habe.

Laut ihm habe das Zimmermädchen am Tag der geplanten Abreise des Gastes gegen dreizehn Uhr mehrmals an die Tür geklopft. Da niemand antwortete und sie auch keine Geräusche der Wasserleitung aus dem Bad vernahm, trat die Mitarbeiterin ein. Als sie den Gast im Bett liegen sah, wollte sie sofort möglichst lautlos wieder kehrtmachen. Sie nahm an, dass er noch schlief. Allerdings stand das Fenster offen. Mitten im Winter. Es war bitterkalt im Zimmer und es schneite hinein. Als sie doch weiterging, um das Fenster zu schließen, blickte sie zu dem vermeintlich schlafenden Mann.

Er lag in dünner Sportkleidung zur Seite Richtung Nachtkästchen gebettet, das Gesicht von ihr abgewandt. Beide Decken befanden sich auf der anderen Seite des Doppelbetts. Das passte nicht zur Temperatur im Raum, die vielleicht zehn oder elf Grad betrug. Auf dem Nachtkästchen stand ein Glas Wasser, daneben

eine halb offene Packung Tabletten. Es sah aus, als ob der Gast im Schlaf nach dem Medikament greifen wollte. Überfordert mit der Situation und zu verunsichert, um sich dem Mann zu nähern, rief sie mit dem Handy ihre Vorgesetzte an, die nach eigener Nachschau und sofort eingeleiteten Erste-Hilfe-Maßnahmen den Hoteldirektor informierte.

Der kurze Zeit später eingetroffene Arzt stellte Tod durch akutes Herzversagen fest. Er erklärte dem Hoteldirektor, dass der Gast offenbar an einer angeborenen Herzschwäche litt und sich beim Sport überanstrengt haben musste. Der Sterbende habe wahrscheinlich die Dramatik der Situation verkannt und zur Linderung des Unwohlseins lediglich das Fenster geöffnet, um frische Luft in sein Zimmer zu leiten. Nachdem er sich hingelegt hatte, um sich zu entspannen, versagte sein Herz.

„Für uns klangen die Worte des freundlichen Hoteldirektors absolut nachvollziehbar“, schrieben Herr und Frau Störtebecker. Er habe sie sogar, für den Fall, dass sie das wollten, zu einem kostenlosen Aufenthalt im Hotel Post eingeladen. Diese Einladung habe er mit größtmöglicher Pietät ausgesprochen. Er wisse nicht, ob das angebracht sei, habe er gesagt. Aber wenn er dazu beitragen könne, den Tod ihres Sohnes besser zu verarbeiten, dann würde er das gerne mit einer Einladung in jene Stadt tun, in der dieser die letzten Tage verbracht hatte.

„Es gab für uns keinen Grund, an der Todesursache unseres Sohnes zu zweifeln. Das festgestellte chronische Herzleiden – wir wussten von dessen Gefährlichkeit. Die Tatsache, dass er in Sportkleidung gefunden wurde – wir wussten, dass er auf seinen Dienstreisen abends nach der Arbeit noch gerne eine halbe Stunde joggen ging. Er sagte immer, wenn er schon unterwegs sei und den ganzen Tag arbeiten müsse, dann wolle er zumindest danach noch etwas von der Umgebung sehen. Unsere Angst, dass er es mit dem Sport übertreiben könnte, haben wir immer für uns behalten. Schließlich war das sein liebstes Hobby und er stimmte sich regelmäßig mit seinem Arzt darüber ab. Das eigene Kind zu Grabe zu tragen ist das Schlimmste, was Eltern passieren kann.“

Als wir den Totenschein zugesendet bekamen und die Sterbeurkunde beantragt hatten, war für uns immerhin alles Offizielle erledigt und wir konnten den Papierkram abschließen. Vier Wochen später erhielten wir einen Brief, der uns abermals wie ein Blitz traf: Jemand stellte anonym, aber glaubhaft in Abrede, dass unser Sohn eines natürlichen Todes gestorben war. Den Brief samt Beilage schicken wir Ihnen mit. Wir sind schockiert und bitten Sie, unseren Fall schnellstmöglich aufzuklären. Bitte nehmen Sie Kontakt mit uns auf. Hochachtungsvoll, Klaus und Inge Störtebecker“

Obwohl Ricarda den Job erst seit fünfzehn Monaten ausübte, hatte sie bereits einiges an Erfahrung mit Verschwörungstheorien aus der Post gesammelt. Ihr kriminalistisches Gespür sagte ihr, dass es sich dieses Mal nicht um eine Verschwörungstheorie handelte, sondern um einen neuen Fall. Ging es nach Ricarda, waren die Ermittlungen mit der soeben gelesenen Nachricht der Familie Störtebecker gestartet und setzten sich nun mit der Lektüre des anonym unterzeichneten Briefs fort.

„Sehr geehrte Familie Störtebecker! Eines gleich vorweg: Wir kennen uns nicht und ich werde Ihnen meinen Namen nicht verraten. Meine Identität tut nichts zur Sache. Sehen Sie mich einfach als einen wohlmeinenden Freund, der findet, dass Sie ein Recht auf die Wahrheit haben. Sie sollen wissen, was wirklich mit Ihrem Sohn Alexander passiert ist, zu dessen Ableben ich Ihnen hiermit mein herzliches Beileid bekunden möchte. Man hört, Sie wurden in dem Glauben gelassen, er sei seinem angeborenen Herzleiden erlegen. Das ist nicht richtig. Ich weiß, dass Ihr Sohn vergiftet wurde. Es liegt mir fern, pietätlos sein zu wollen. Aber Sie werden mir, einem anonymen Briefeschreiber, sicher nicht ohne einen Beleg für meine Behauptung glauben. Deshalb sehe ich mich gezwungen, Ihnen anhand des Obduktionsberichts, den Sie nicht kennen, meine Sicht der Dinge zu erläutern. Ich betone nochmals, dass ich nicht in Ihren sicher nach wie vor nicht verheilten Wunden bohren will. Aber mir ist wichtig, dass Sie mein

Schreiben ernst nehmen. Bevor Sie weiterlesen, bitte ich Sie gut zu überlegen, ob sie dies tatsächlich selbst tun möchten oder eine gefestigte vertraute Person dazu heranziehen. Es kommt nicht von ungefähr, dass Behörden den Angehörigen Obduktionsberichte fast immer vorenthalten. Obduktionsberichte beinhalten Untersuchungsergebnisse in einem Detailgrad, die niemand mit einem persönlichen Bezug zur verstorbenen Person sehen möchte.“

Nach dem letzten Absatz ließ der Verfasser einige Zentimeter Platz frei, bevor er fortfuhr:

„Also nun zur Erklärung für meine weiter oben getätigte Behauptung: Im Obduktionsbericht steht, belegt durch Fotos, dass an der Leiche hellrote Totenflecke gefunden wurden, die durch Reoxygenierung des Hämoglobins aufgrund von Lagerung in der Kälte verursacht worden seien. Das ist ein Fehlschluss, den der Totenbeschauer vorschnell gezogen hat.

Es ist schon richtig, dass solche hellroten Totenflecke durch niedrige Temperaturen entstehen können. Es gibt aber auch noch eine zweite Möglichkeit, die völlig außer Acht gelassen wurde, nämlich jene einer Vergiftung mit Blausäure. Das Hotel, in dem Ihr Sohn nächtigte, hatte bis vor Kurzem ein Problem mit Bettwanzen. Deshalb wurde eine Schädlingsbekämpfungsfirma engagiert, die noch am Vormittag, wenige Stunden bevor Ihr Sohn eincheckte, sein späteres Zimmer chemisch behandelte. Das Zimmer war voller Blausäurerückstände, als Ihr Sohn es betrat. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er über die Atemluft so viel davon aufgenommen hatte, dass er mit Symptomen wie Schwindel, Atemnot und Kopfschmerzen zusammenbrach.

Die Tat war ein fast perfekter Mord, den die Polizei übersah und Sie als Angehörige im falschen Glauben eines natürlichen Todes ließ. Ich darf Ihnen nochmals mein herzliches Beileid ausdrücken und verbleibe mit freundlichen Grüßen, ein wohlmeinender Freund.“

Ricarda saß wie versteinert da. Ein vorsätzliches Tötungsdelikt im Marillenstädtchen? Konnte das sein? Oder war es ein extrem unglücklicher Akt von Fahrlässigkeit? Wer war dieser anonyme Briefschreiber, der mehr zu wissen vorgab als der Arzt, der die Leiche untersuchte? Warum teilte ein Hotel einem Gast ein Zimmer zu, in dem gerade noch der Kammerjäger mit Chemikalien hantiert hatte? Waren die beiden Briefe überhaupt echt oder erlaubte sich jemand einen schlechten Scherz?

Es gab unzählige Fragen zu klären. Doch bevor Ricarda offiziell etwas unternehmen konnte, musste sie Gunther davon erzählen. Ihrem Chef sowieso. Ihr graute davor. Ein Kollege, dem ruhige Arbeitstage die liebsten waren und ein Chef, dem der wirtschaftliche Wohlstand der Stadt besonders am Herzen lag. Die Begeisterung der beiden über einen Toten im besten Hotel am Platz würde sich in Grenzen halten. Ricarda entsperrte ihr Smartphone und rief Gunther an. Gunthers Handy vibrierte auf dem benachbarten Schreibtisch. Sie wurde unruhig. Sollte sie mit den Briefen gleich zum Chef gehen? Sie verwarf die Idee sofort wieder. Ihr war von Anfang an aufgefallen, dass Gunther zu ihm den besseren persönlichen Draht hatte und die beiden altgedienten Kriminalbeamten Ricarda als Fremdkörper im Kommissariat ansahen, der mit seinem Perfektionismus den gewohnten Müßiggang störte. Sie musste auf Gunther warten und es irgendwie anstellen, sein Interesse für den Fall zu wecken. Nur wenn ihr das gelang und sie gemeinsam zum Chef gingen, gab es eine Chance, das offizielle Okay für Ermittlungen zu erhalten.

Es war zwölf Uhr fünfzehn. Gunther kam von seinen Außendiensten nie vor vierzehn Uhr zurück. Ricarda öffnete ihren Laptop und tippte den Namen des Hotels ins Browserfenster. „Willkommen im Urlaub!“ stand dort in geschwungenen Lettern, darunter das Foto einer Allee mit zartrosa blühenden Marillenbäumen, die den entzückten Blick des Websitebesuchers zum Eingang des Hotels mit der berühmten Drehtür führte. Ehe man sich versah, verschwand das schöne Foto. Stattdessen erschien das Bild eines sorgfältig in Szene gesetzten Frühstücksbuffets, das an allen Ecken und Enden in einem strahlenden Orange leuchtete.

Es gab Marillenmarmelade, Marillensaft, Marillenkuchen und mittendrin eine riesige Schale mit reifen Marillen. „Okay, ich glaube, ich habe es verstanden“, murmelte Ricarda kopfschüttelnd und klickte auf den Menüpunkt „Zimmer“. Hier war ein herrschaftlicher Raum mit barocker Einrichtung und Flachbildfernseher zu sehen. Am Ende der Seite standen einige Rezensionen von Gästen, die schlechteste vergab vier von fünf Sternen: „Ein Stern Abzug, weil die Sauna nur von November bis Februar geöffnet hat.“

Zwölf Uhr zwanzig.

Sie möchten weiterlesen?

Sehr gerne! Das Buch ist als **gedruckte Version** im Online-Shop auf www.suessgift.com um 13,40 € (versandkostenfrei innerhalb Österreichs, Rest-EU: 2,85 €) bestellbar sowie in jeder gut sortierten Buchhandlung erhältlich.

Zudem gibt es *Süßgift* auf den gängigen Plattformen auch als **eBook** um 4,99 Euro.

Ich wünsche Ihnen spannende Lesestunden mit *Süßgift*!

Ihr

Bernhard Winkler